



M. Amelang



J. Bredenkamp



M. von Cranach



D. Dörner



J. Fahrenberg

*Karl-Heinz Renner, Helmut E. Lück (Hrsg.)*

# Psychologie in Selbstdarstellungen



K. Grossmann



W. Hacker



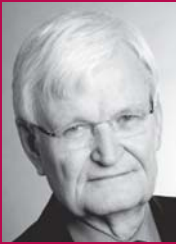
A. Heller



G. Jüttemann



H.-W. Krohne



G. Lüer



L. Montada



P. Netter



K. Pawlik



K. Schneewind



W. Schönplflug



H. Selg



W. Tack



---

*Karl-Heinz Renner, Helmut E. Lück (Hrsg.)*

---

# Psychologie in Selbstdarstellungen

*Band 5*

*Manfred Amelang · Jürgen Bredenkamp · Mario von Cranach ·  
Dietrich Dörner · Jochen Fahrenberg · Klaus Grossmann ·  
Winfried Hacker · Kurt A. Heller · Gerd Jüttemann ·  
Heinz-Walter Krohne · Gerd Lüer · Leo Montada · Petra Netter ·  
Kurt Pawlik · Klaus Schneewind · Wolfgang Schönplug ·  
Herbert Selg · Werner Tack*



PABST SCIENCE PUBLISHERS · Lengerich

**Kontakt:**

Prof. Dr. Karl-Heinz Renner  
Universität der Bundeswehr München  
Department für Psychologie  
85577 Neubiberg  
karl-heinz.renner@unibw.de

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Geschützte Warennamen (Warenzeichen) werden nicht besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2017 Pabst Science Publishers, 49525 Lengerich, Germany

Printed in the EU by booksfactory.de

Print: ISBN 978-3-95853-247-2

eBook: ISBN 978-3-95853-248-9 ([www.ciando.com](http://www.ciando.com))

# Inhaltsverzeichnis

Psychologie in Selbstdarstellungen: Einführung und Reflexionen.....	7
Manfred Amelang.....	20
Jürgen Bredenkamp.....	34
Mario von Cranach.....	46
Dietrich Dörner.....	58
Jochen Fahrenberg.....	72
Klaus Grossmann.....	86
Winfried Hacker.....	100
Kurt A. Heller.....	110
Gerd Jüttemann.....	126
Heinz-Walter Krohne.....	142
Gerd Lüer.....	156
Leo Montada.....	168
Petra Netter.....	180
Kurt Pawlik.....	194

Klaus Schneewind.....	208
Wolfgang Schönflug.....	220
Herbert Selg.....	234
Werner Tack.....	246
Personenregister.....	260

# Psychologie in Selbstdarstellungen: Einführung und Reflexionen

## Hintergrund und Entstehung des fünften Bandes

Mit dem nunmehr fünften Band der *Psychologie in Selbstdarstellungen* wird eine Buchreihe fortgesetzt, deren bisherige Bände 1972, 1979, 1992 und 2004 erschienen sind. Während die ersten beiden Bände mit einem zeitlichen Abstand von sieben Jahren aufeinander folgten, liegen zwischen den weiteren Bänden jeweils 13 Jahre, was in etwa einer Wissenschaftlergeneration entspricht, die nach Ortega y Gasset (1923) 15 Jahre umfasst (siehe unten). Die ersten vier Bände enthalten die Selbstdarstellungen von insgesamt 48 Psychologen und 4 Psychologinnen. In diesem Band kommen weitere 18 Selbstdarstellungen als bisher umfangreichste Zusammenstellung dieser Reihe hinzu.

Fast alle Kolleginnen und Kollegen, die wir gebeten haben, einen Beitrag für den vorliegenden fünften Band zu schreiben, haben die Einladung angenommen. Für einige, seit dem vierten Band verstorbene Kollegen kam die Einladung leider zu spät. Wie in den bisherigen vier Bänden erhielten die Autorin und die Autoren nur die folgenden wenigen Anregungen für ihre Selbstdarstellungen, die lediglich als mögliche Gliederungspunkte vorgeschlagen wurden: Personalien und Lebensweg; entscheidende Erlebnisse; Studiengang, akademische Lehrer und Weggefährten; Erinnerungen an Persönlichkeiten, Ereignisse, Institute und Organisationen; eigene Forschungsschwerpunkte; Verständnis der Psychologie als Wissenschaft.

Selbstdarstellungen im Sinne von Zusammenstellungen kurzer Autobiographien renommierter Fachvertreter und -vertreterinnen liegen nicht nur für die Psychologie vor. Bereits ab 1921 wurden von Raymond Schmidt mehrere Bände einer Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen im Felix Meiner Verlag, Leipzig, herausgegeben, in der auch Gerard Heymanns, Alexius Meinong, William Stern und andere, der Psychologie nahe stehende Personen zu finden sind. Nach ersten Erfolgen wurde das Format ausgeweitet zu einer Sammlung *Die Wissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, in die u.a. auch Medizin (u.a. mit der Selbstdarstellung von Sigmund Freud), Rechtswissenschaft, Kunstwissenschaft und Pädagogik aufgenommen wurden. Aus wirtschaftlichen Gründen musste die auf insgesamt 32 Bände angewachsene Reihe

1929 eingestellt werden (vgl. Pongratz, 1975). Ludwig Pongratz, Mit-herausgeber des ersten Bandes der Psychologie in Selbstdarstellungen, hat 1975 dann auch begonnen, eine Reihe *Philosophie in Selbstdarstellungen* (drei Bände) herauszugeben. Hinzu kamen vier von ihm herausgegebene Bände zur Pädagogik in Selbstdarstellungen und je ein Band zur Psychotherapie und zur Psychiatrie in Selbstdarstellungen.

Im Folgenden möchten wir einleitend einige Reflexionen zur vorliegenden Reihe wagen. Zunächst erscheint es naheliegend, die *Psychologie in Selbstdarstellungen* aus Sicht der psychologischen Selbstdarstellungsforschung zu betrachten. Im nächsten Schritt erweitern wir unsere Überlegungen auf die breitere persönlichkeitspsychologische Perspektive und verdeutlichen abschließend die psychologie-geschichtliche Relevanz der Psychologie in Selbstdarstellungen.

## Die Selbstdarstellungen aus der Perspektive der Selbstdarstellungsforschung

Selbstdarstellung umfasst *alle* Versuche, Bilder der eigenen Person zu vermitteln, um den Eindruck zu kontrollieren und zu steuern, den sich ein Publikum bildet: den Ausdruck „wahrer“ Persönlichkeitsmerkmale oder „echter“ aktuell empfundener Emotionen, die geschönt-positive Darstellung eigener Qualitäten, und auch cleveres Bluffen, Täuschungen bis hin zur Hochstapelei (z.B. Laux & Renner, 2003). Im Alltag stehen oft die letztgenannten Bedeutungen im Vordergrund, etwa wenn es um die Selbstdarstellung von Politikern geht. In vielen Fällen wird Selbstdarstellung auch in der Psychologie in diesem negativen Sinn verwendet, z.B. wenn Probanden sich selbst in einem Fragebogen zu positiv darstellen oder ihre Antworten auf die Items bewusst fälschen. Vor dem Hintergrund der Metapher vom Menschen als Schauspieler, die insbesondere durch Erving Goffmans Buch *The presentation of self in everyday life* (1956, deutsch: *Wir alle spielen Theater*, 2003) an Einfluss gewann, wurde Selbstdarstellung vor allem mit dem Einsatz bewusst kalkulierter, auf den eigenen Vorteil bedachter Strategien assoziiert. Tatsächlich wurden in der Selbstdarstellungsforschung solche manipulativen Strategien bisher bevorzugt untersucht. Meist wird dabei unterschieden zwischen *assertiven* (Erzielen vorteilhafter Eindrücke) und *defensiven* Strategien (Verteidigen bedrohter oder beschädigter Selbstbilder, vgl. Mummendey, 1995). Beispiele für assertive Strategien sind



*sich beliebt machen, sich kompetent darstellen, sich als Vorbild präsentieren.* Zu den defensiven Techniken gehören z.B. *Ausreden* und *Rechtfertigungen*. In den meisten neueren Ansätzen wird aber betont, dass der psychologische Begriff der Selbstdarstellung auch authentische Formen – z.B. die „*Persönlichkeitsdarstellung*“, also den stimmigen Ausdruck von Eigenschaften und Emotionen – umfasst (vgl. Laux, Renner & Schütz, 2001).

Selbstdarstellung ist also ein weites – vielleicht ein zu weites Konzept. Obwohl Selbstdarstellung als Oberbegriff für die Gesamtheit der genannten Phänomene etabliert ist, kann es mitunter sinnvoll sein, einzelne Formen der Eindruckslenkung akzentuierend durch einen eigenen Begriff hervorzuheben. Um die wissenschaftliche Kommunikation von den einseitig negativen Implikationen des Selbstdarstellungsbegriffs zu entlasten, haben Laux und Renner (1994, 2003, siehe auch Renner, 2002) vorgeschlagen, anstelle von Selbstdarstellung den Begriff *Selbstinterpretation* zu verwenden. Im Gegensatz zur Selbstdarstellung ist *Selbstinterpretation* nicht von vorne herein mit negativen Bedeutungen wie Manipulation und Verstellung assoziiert. Unter *Selbstinterpretation* verstehen Laux und Renner (1994) einen Prozess, bei dem die individuelle Besonderheit der Persönlichkeit zum Ausdruck kommt:

Grundsätzlich kann man aus dem Facettenreichtum individueller möglicher Selbstbilder einzelne oder Kombinationen von Selbstbildern auswählen. Diese Selbstbilder wiederum lassen sich in vielfältiger Weise in Verhalten umsetzen. Auch für diesen produktiven Gestaltungsvorgang der Wiedergabe von Selbstbildern erscheint uns der Begriff „*Interpretation*“ sehr geeignet. Dies entspricht ganz seinem Gebrauch bei der künstlerischen Wiedergabe eines Werkes: So kann die Interpretation der sog. „*Alten Musik*“, etwa der Kantaten von J.S. Bach, „*historisch*“ erfolgen, also z.B. mit Klangmitteln, die dem Komponisten zur Verfügung standen. Eine „*moderne*“ Interpretation könnte demgegenüber Instrumente mit vergrößertem Klangvolumen einsetzen. Die künstlerische Wiedergabe schließt auch die Möglichkeit von Aufführungen ein, die nicht „*werkgetreu*“ sind, weil sie gegen die Substanz und Botschaft des Werkes verstoßen, die also im Extremfall „*Fehlinterpretationen*“ darstellen (Laux & Renner, 1994, S. 107).

Selbstinterpretation als Begriff kann für alle Varianten der Eindruckslenkung stehen: kurzfristige wie langfristige, strategische wie authentische,

hoch bewusste und eher unbewusste Formen. Uns scheint der akzentuierende Begriff der Selbstinterpretation geeigneter, um die Beiträge der vorliegenden Reihe zu charakterisieren. So gesehen könnte man also auch von einer „Psychologie in Selbstinterpretationen“ sprechen.

Was spricht dafür Selbstdarstellung im engeren Sinne von Selbstinterpretation auf die Beiträge dieser Reihe anzuwenden? Bei einer inhaltsanalytischen Untersuchung der ersten drei Bände der Psychologie in Selbstdarstellungen erwies sich die strategisch-manipulative Ausrichtung mancher in der Literatur vorgeschlagener Selbstdarstellungsformen als unpassend (Laux, Friedel, Maier & Renner, 2002). So war bei der am häufigsten verwendeten Darstellung eigener Kompetenzen, die in Autobiographien von Wissenschaftlern selbstverständlich erwartet werden kann, selbst das moderate Hervorheben eigener Leistungen eher selten. Zudem stellte sich im Zuge einer Clusteranalyse der Selbstdarstellungsformen heraus, dass ein Teil der Autorinnen und Autoren eher dazu neigen, individuelle Besonderheit und Nonkonformismus darzustellen sowie ihre Handlungen in schwierigen Situationen zu erklären und die eigene Bedeutsamkeit, z.B. durch Understatement zu relativieren. Neben diesen Selbstdarstellungsformen war in diesem Cluster besonders die Sinngerichtetheit hoch ausgeprägt, die sich auf die vielen individuellen Möglichkeiten bezieht, „...wie Dasein in einer je spezifischen Situation stimmig oder bedeutungshaltig wird“ (Thomae, 1968, S. 586).

Die Autorin und die Autoren des vorliegenden Bandes interpretieren ihre Biographie und Selbstbilder nicht durch Verhalten im engeren Sinn, also durch gesprochene Sprache sowie non- und paraverbale Mittel, sondern im Medium Text, was einen hochbewussten Herstellungsprozess impliziert. Die Kunstpsychologin Annelies Van Meel-Jansen (1993) weist darauf hin, dass bei der „Herstellung“ eines Selbstbildes im Sinne eines Porträts oder einer Autobiographie unter phänomenologischer Perspektive ein „Heraustreten aus den eigenen Grenzen“ notwendig ist. Das Selbst werde damit verdoppelt oder sogar verdreifacht: (1) das Selbst als schreibendes Subjekt, (2) das Selbst als zu beschreibendes Objekt und (3) das Selbst als Text in der schriftlichen Selbstdarstellung. Die Verdreifachung des Selbst beim Schreiben einer Autobiographie bringt sie mit den folgenden Worten auf den Punkt:

In order to create an image of the self, it is necessary to look to oneself in a special way: “stepping outside one’s boundaries” – and then turn around and look back, with a scrutinizing eye. The self is seen as something that can be transformed into a lasting,

external image. To accomplish this, a double identity (subject *and* object) is necessary, with a dual perspective (from the inside *and* from the outside). The self-image can then be realized as a third highly interesting element (Van Meel-Jansen, 1993, p. 301).

Die Selbstdarstellungsforschung konzentriert sich hauptsächlich auf die Vermittlung von Selbstbildern in der Öffentlichkeit, wobei mit *Öffentlichkeit* zumeist die Anwesenheit anderer im Labor gemeint ist. Die dabei verwendeten Medien sind die gesprochene Sprache und der Körper (non- und paraverbale Mittel), evtl. kommt noch Kleidung hinzu. Während öffentliche Selbstdarstellungen tendenziell eher ephemere, d.h. flüchtige Improvisationen sind, handelt es sich bei den hier vorliegenden Texten um bewusste und stabile Selbstinterpretationen der Autorin und der Autoren. Beim Schreiben einer Autobiographie listen die Autoren/-innen nicht einfach Fakten auf; sie selektieren, ordnen, heben hervor, sie konstruieren ihre Lebensgeschichte. Nach Van Meel-Jansen (1993) sind in Autobiographien Wirklichkeit und Konstruktion untrennbar verflochten. Sie plädiert allerdings für den Begriff *Kreation* anstelle von *Konstruktion* und auch dafür, Autobiographien als kreative Produkte der Persönlichkeit zu interpretieren. Sie bezeichnet Porträts und Autobiographien im Sinne von *Kreationen*, also Werken bzw. *Schöpfungen*, als „werthafte Konstruktionen“: „A creation is a construction with value added (Van Meel-Jansen, 1993, p. 301). Auch die kunstpsychologische Perspektive auf Autobiographien spricht für den Begriff Selbstinterpretation.

## Die Selbstdarstellungen aus persönlichkeitspsychologischer Perspektive

Die Einladung, eine Selbstdarstellung zu schreiben, lässt sich im Sinne von Walter Mischel (1977) als „schwache Situation“ interpretieren, in der sich die Persönlichkeit des Autors besonders markant manifestieren kann: Die von uns vorgeschlagenen Gliederungspunkte waren lediglich mögliche Themen, die das Schreiben der eigenen wissenschaftlichen Autobiographie kaum bis gar nicht determinieren. Lediglich die bei Herausgeberbänden stets notwendige Zeichenzahlbegrenzung für jeden Beitrag war eine starke „situative“ und für einige der Autoren sicherlich stark einschränkende Determinante. Zudem mögen mehr oder weniger implizite kulturelle Normen bzw. Modelle Einfluss genommen haben,

die vorgeben, wie eine wissenschaftliche Autobiographie zu schreiben ist. Trotz dieser möglichen Konventionen sind die hier vorliegenden Selbstdarstellungen individuell und einzigartig – auf die „individuelle Eigenart“ der Beiträge haben bereits die Herausgeber des ersten Bandes der Psychologie in Selbstdarstellungen hingewiesen.

Die Selbstdarstellungen in dieser Reihe lassen sich zudem als kurze wissenschaftliche „Lebenserzählungen“ interpretieren. Unter einer *Lebenserzählung* verstehen McAdams und Pals (2006) in ihrem integrativen Modell der *New Big Five* ein fundamentales Prinzip bzw. eine Ebene der Persönlichkeit (vgl. auch McAdams, 1994) *neben* evolutionär bedingten Universalien (z.B. Lernfähigkeit, Bedürfnis nach Autonomie und Zugehörigkeit), Eigenschaften (breite, dekontextualisierte Merkmale der Persönlichkeit, wie die Big Five), charakteristischen Adaptationen (z.B. persönliche Ziele, Pläne, Selbstbilder, Entwicklungsaufgaben) und kulturellen Einflüssen. Demnach unterscheiden sich Menschen nicht nur im Hinblick auf Eigenschaften und charakteristische Adaptationen, sondern auch in der Art und Weise, wie sie Identität und Bedeutung im Rahmen einer individuellen Lebenserzählung konstruieren. Identität wird als narrative Identität aufgefasst, als internalisierte Geschichte, die eine Person erzählt, um die Vergangenheit und die Zukunft in ein kohärentes Ganzes zu integrieren und um ein gewisses Ausmaß an Einheit und Sinn zu erlangen. Jede Lebenserzählung ist zwar einzigartig, zugleich aber können innerhalb einer Kultur bestimmte gemeinsame Muster über verschiedene Lebensgeschichten hinweg identifiziert werden. Die kurzen Lebenserzählungen dieser Reihe konstituieren nach diesem Modell also narrative Identitäten der beteiligten Wissenschaftler und der Wissenschaftlerin, die nach McAdams und Pals (2006) auf Kohärenz, Einheit und Sinn abzielen. Trotz der bereits betonten „individuellen Eigenart“ bzw. Einzigartigkeit jeder Selbstdarstellung sind gemeinsame narrative Muster möglich. Im Anschluss an eine Inhaltsanalyse der 37 Autobiographien der ersten drei Bände der Psychologie in Selbstdarstellungen konnten drei solcher narrativer Muster herausgearbeitet werden, mit denen die Autorinnen und Autoren persönliche Erlebnisse und Erfahrungen in einen kohärenten Zusammenhang bringen und damit ihre Identitätsentwicklung beschreiben (Laux et al., 2002):

(1) *Persönliche Erfahrungen als Quellen der Identitätsentwicklung*: Viele Autorinnen und Autoren stellen dar, wie persönliche Erfahrungen in der Kindheit und Jugend ihr Interesse an der Psychologie geweckt und ihre spätere psychologische Tätigkeit beeinflusst haben. So schildert

Charlotte Bühler in ihrer Selbstdarstellung (1972, S. 10), dass sie sich als 16-jährige Gymnasiastin gefragt habe, ob der menschliche Verstand überhaupt in der Lage sei, metaphysische Probleme zu lösen. Diese Frage habe dann dazu geführt, dass sie sich in psychologischen Untersuchungen mit Denken und Problemlösen befasst hat.

(2) *Identitätskonstruktion durch übergreifende Lebensprinzipien*: Besonders Autoren, die sich mit vielen unterschiedlichen Forschungsthemen befasst haben, stellen Kohärenz durch Motive, Mottos oder übergreifende Lebensprinzipien her. So integriert Helmut von Bracken in seiner Selbstdarstellung die große Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen Projekten und Fragestellungen mit Hilfe von zwei „Grundintentionen“, die seit seinem Psychologiestudium unverändert geblieben seien: „Interesse an übergreifenden Zusammenhängen“ und „Interesse an sozialen Problemen“ (von Bracken, 1979, S. 49).

(3) *Indirekte Identitätsdarstellung - Fokussierung auf Lebenswerk und Psychologie als Fach*: Einige Autoren verzichten völlig auf kohärenzstiftende Selbstauskünfte, berichten nur wenige biographische Fakten bzw. persönliche Erlebnisse und konzentrieren sich stattdessen ganz auf ihren wissenschaftlichen Werdegang, ihre wissenschaftliche Arbeit, ihr Institut oder die Darstellung der Psychologie als Fach. Diese Autoren stellen Identität sozusagen indirekt über die Darstellung der genannten Inhalte her. Ein Beispiel ist Hermann Wegener, der das Kieler Institut auf 16 der insgesamt 18 Druckseiten seiner Autobiographie als sein Lebenswerk darstellt. Werner Fischel gibt am Ende seiner Selbstdarstellung offen zu, dass er gar nicht sich selbst „zeichnen“ wollte, sondern das Bild der Psychologie (Fischel, 1972, S. 101).

Inwieweit die drei skizzierten narrativen Muster auch in den Selbstdarstellungen des vorliegenden Bandes eine Rolle spielen, bleibt möglichen zukünftigen Analysen überlassen. Vor dem Hintergrund des Konzepts der Lebenserzählung ist entscheidend, dass die Autoren und die Autorin beim Schreiben ihrer wissenschaftlichen Autobiographie Kohärenz, Einheit und Sinn herstellen und damit einen entscheidenden Aspekt ihrer „wissenschaftlichen Persönlichkeit“ vermitteln. In einem „Vorgänger-Modell“ der New Big Five betont McAdams (1994), dass Persönlichkeit eben nicht nur diejenigen Merkmale umfasst, die eine Person *hat* (Eigenschaften, having aspect) und was eine Person *tut* (doing aspect, charakteristische Adaptationen), sondern eben auch, was eine

Person *ist* (narrative Identität). Und Geschichten über sich und andere zu erzählen, ist etwas zutiefst Menschliches!

## Die Selbstdarstellungen aus psychologiehistorischer Perspektive

Liest man die Beiträge dieses Bandes, dann zeigt sich schnell, dass es sich um Persönlichkeiten einer bestimmten Wissenschaftlergeneration handelt. In der Tat ist die Autorenschaft der letzten drei Bände der Buchreihe *Psychologie in Selbstdarstellungen* auch entsprechend den Geburtsjahrgängen ausgewählt worden – so reicht der vorliegende Band bis zum Geburtsjahr 1939. Die Gemeinsamkeiten in den Werdegängen der Autoren, von denen sich viele auch untereinander gut kennen, sind sichtbar. Einige haben gemeinsam studiert, hatten zum Teil die gleichen Vertreter ihres Fachs als Vorbilder und besuchten die gleichen Kongresse. Selbst in den Einstellungen kann man Ähnlichkeiten entdecken, z. B. in der Haltung zur Studentenbewegung. Sogar ähnliche Hobbys, wie z.B. die Entdeckung der Jazzmusik in der Nachkriegszeit, lassen sich im vierten und diesem fünften Band finden.

Der Gedanke einer Wissenschaftlergeneration ist also naheliegend. Tatsächlich wird der Begriff der Generation auch im Alltag oft gebraucht, wenn man nur an Begriffe wie „Flakhelfer-Generation“ oder „Alt-68er“ denkt. Der Generationsbegriff wird aber in der Psychologie – anders als in der Soziologie, Kunst- und Literaturgeschichte – meist nicht als wissenschaftlicher Begriff verwendet. Dabei ist er durchaus naheliegend und sinnvoll, allerdings ist er komplexer als man vermuten könnte: Kurt Lewin etwa wird nach Köhler, Koffka und Wertheimer gelegentlich zur zweiten Generation der Gestaltpsychologen gezählt, er war jedoch nie Schüler dieser drei und er gehörte nach seinem Geburtsjahr 1890 eher der Generation von Köhler (geb. 1887) als einer jüngeren Schülergeneration an. Die Betrachtung unter dem Gesichtspunkt der Generation erscheint aber trotz solcher Schwierigkeiten als lohnend, um die Entwicklung der Psychologie in ihren Phasen besser zu verstehen.

Während es in der deutschsprachigen psychologiegeschichtlichen Forschung so gut wie keine Arbeiten zur Generationenproblematik von Wissenschaftlern in der Psychologie gibt, hat sich die sehr aktive psychologiegeschichtliche Forschung in Spanien auf die spanische Philosophietradition und insbesondere auf Ortega y Gasset (1883-1955) bezogen (Carpintero et al., 2010, S. 288ff.). Ortega hatte empfohlen (1923,

deutsch 1928), für eine Wissenschaftlergeneration 15 Jahre anzusetzen. Julián Marías (1949) und spanische Psychologiehistoriker sind dem gefolgt. Nach Marías, der sich auch auf deutschsprachige Autoren aus den Bereichen der Kunst- und Literaturgeschichte bezogen hat, ist eine Wissenschaftlergeneration eine etwa gleich alte Gruppe von Personen mit ähnlichen Ansichten, geprägt durch gleiche historische Ereignisse. Typischerweise versuchen jüngere Wissenschaftlergenerationen die Überzeugungen älterer Generationen zu überwinden. Helio Carpintero und andere haben versucht, bibliometrische Untersuchungen hierzu durchzuführen. Am Beispiel spanischer Generationen von Psychologen haben Carpintero und Lafuente (2007) Merkmale und Überzeugungen verschiedener Generationen skizziert und deren Denken und Handeln verglichen.

Die Wissenschaftlergeneration ist u.a. von Interesse, weil sie das Lehrer-Schüler-Verhältnis sichtbar macht, das für die Frage der Wissenschaftsentwicklung von unmittelbarer Bedeutung ist. Die frühe Arbeit von Frank Wesley (1965) ist für das Lehrer-Schüler-Verhältnis deutscher Psychologen in der Nachkriegszeit besonders interessant. Wesley befragte 1964 insgesamt 58 Ordinarien, Extraordinarien und Emeriti der Psychologie in Deutschland und Österreich. Er bat die Befragten schriftlich, jene Person(en) zu benennen, die auf sie bis zur Promotion den stärksten Einfluss ausgeübt hätten. So nannte etwa Heinz Heckhausen die Psychologen Kurt Lewin und Henry A. Murray; Carl F. Graumann nannte *pari passu* William James, Edmund Husserl, Max Wertheimer und Hans Thomae. Man sieht bereits an diesen Beispielen, dass die Vorstellung von „starker Beeinflussung“ verschieden gedeutet wurde. Dass beide Befragte sowohl verstorbene Persönlichkeiten nannten und nicht einmal die Betreuer ihrer Doktorarbeiten erwähnten (Wolfgang Metzger bzw. Maria Krudewig), hatte Wesley vermutlich nicht erwartet. Das Ergebnis war aber unter den befragten deutschen Professoren dieser Zeit nicht ungewöhnlich, wie die Antworten anderer Teilnehmer der Befragung zeigen (s. auch Lück, 2008).

Schorr und Wehner (1998) haben die *personorientierte* und *werkorientierte* Bedeutung der Lehrer unterschieden. Am Beispiel Heinrich Dükers ist dieser Unterschied leicht zu erkennen. Der Philosoph Leonard Nelson war für Düker Vorbild, Georg Elias Müller und Narziß Ach prägten Dükers Werk. Diese Unterteilung erscheint – zumindest für diese Generation – berechtigt. Beachtlich ist dabei, dass weder die person- noch die werkorientierte Beziehung zu Lehrern den persönlichen Kontakt voraussetzen, wie man an einigen Beispielen zeigen könnte.

Hatte Wesley nach der Phase vor der Promotion gefragt, dann belegen nicht zuletzt die Selbstdarstellungen des vorliegenden Bandes, dass Orientierungen an Lehrern und Vorbildern auch nach der Promotion durchaus wechseln können und für die weitere Entwicklung wichtig sind.

Schorr und Wehner (1998) haben versucht die Daten von Wesley durch die Ergebnisse der ersten drei Bände der *Psychologie in Selbstdarstellungen* zu ergänzen, um zu Genealogien zu gelangen. Sie ermittelten Ahnentafeln, in denen Wundt, G. E. Müller und Külpe wichtige Stellungen als Ahnherren einnahmen (Schorr & Wehner, 1998, S. 192). Hillix (1980) hat für die Psychologiedozenten einer großen amerikanischen Universität die Genealogie der Doktorväter ermittelt und daraus geschlossen, dass ca. die Hälfte aller in den USA arbeitenden Psychologen von Wilhelm Wundt „abstammen“. Das ist interessant, für die Beurteilung der heutigen Psychologie haben solche Studien aber nur begrenzten Aussagewert, da sich der fachliche Einfluss schon über wenige Generationen verliert. Für die Nachkriegsgeneration deutscher Psychologinnen und Psychologen war sogar typisch, dass sie sich bewusst von der älteren Generation der Charakterologen und Ausdruckspsychologen absetzte. Graumann hatte in diesem Sinn von den „Mandarinern“ der deutschen Nachkriegspsychologie gesprochen (2004, S. 110).

Es bleibt aber ein Faktum, dass das Lehrer-Schüler-Verhältnis und die Zugehörigkeit zu einer Wissenschaftlergeneration auch heute noch von erheblichem Einfluss sind. Um dieses näher zu untersuchen, müsste man über einfache Befragungen hinausgehen; die Analyse des wissenschaftlichen Werks müsste hinzukommen, Co-Autorenschaften, Beiträge zu Festschriften, persönliche Widmungen und andere Daten könnten ergänzt werden. Selbstdarstellungen sind auch hier als lohnende und nicht zuletzt lesenswerte Quelle anzusehen.

Der vorliegende fünfte Band umfasst zusammen mit den 52 Selbstdarstellungen in den bisher erschienenen vier Bänden drei Wissenschaftlergenerationen, wenn man dem Vorschlag von Ortega y Gasset folgt. So werden mit jedem neuen Band der *Psychologie in Selbstdarstellungen* weitere Möglichkeiten eröffnet, die Entwicklung der Psychologie im deutschen Sprachbereich kennen zu lernen – auch in ihren Generationen und ihren Lehrer-Schüler-Verhältnissen.



## Dank

Unser Dank gilt in erster Linie der Autorin und den Autoren unseres Bandes, die sich mit einem geringen Umfang begnügen mussten, was verständlicherweise oft schwer fiel. Von einigen Beiträgen gibt es ausführlichere Fassungen, die teils online verfügbar sind. Besonders danken wir allen für ihre Geduld während der Vorbereitung des Bandes.

Dem Verleger Wolfgang Pabst und dem Pabst-Verlag danken wir für die Bereitschaft, diesen fünften Band in das Programm aufzunehmen und vergleichbar dem vierten Band zu gestalten.

Abschließend gilt unser Dank Frau Esther Moszeik, München, und Frau Miriam Rothe, Hagen, die freundlicherweise die Beiträge durchgesehen und formatiert haben. Frau Rothe hat zudem die Druckvorlage gestaltet und das Namenverzeichnis angelegt.

Viele heute tätige Psychologinnen und Psychologen werden gewiss mit Interesse die Selbstdarstellungen ihrer akademischen Lehrer lesen und sich an ihre Studienzeiten erinnern. Wir wünschen uns aber auch, dass dieses Buch das Interesse von Historikern und wissenschaftsgeschichtlich interessierten Psychologen findet und das Verständnis für die Geschichte unseres Fachs vertieft.

Karl-Heinz Renner  
Helmut E. Lück

## Literatur

- Bracken, H. von (1979). [Selbstdarstellung]. In L. J. Pongratz, W. Traxel & E. G. Wehner (Hrsg.). (1972). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 2* (S. 49 – 76). Bern, Stuttgart, Wien: Huber.
- Bühler, C. (1972). [Selbstdarstellung]. In L. J. Pongratz, W. Traxel & E. G. Wehner (Hrsg.). (1972). *Psychologie in Selbstdarstellungen* (S. 9– 42). Bern, Stuttgart, Wien: Huber.
- Carpintero, H. & Lafuente, E. (2007). El método histórico de las generaciones: el caso de la psicología española. *Revista de Historia de la Psicología*, 28 (1), 67 – 85.
- Carpintero, H., Lafuente, E., Quintana, J., Ruiz, G., Sáiz, D., Sáiz, M. & Sánchez, M. (2010). Historiography of psychology in Spain: The last decade. *History of Psychology*, 13 (3), 277 – 308.

- Fischel, W. (1972). [Selbstdarstellung]. In L. J. Pongratz, W. Traxel & E. G. Wehner (Hrsg.). (1972). *Psychologie in Selbstdarstellungen* (S. 87 – 102). Bern, Stuttgart, Wien: Huber.
- Goffman, E. (1956). *The presentation of self in everyday life*. University of Edinburgh. Social Sciences Research Centre., Monograph No. 2. Buchausgabe: Goffman, E. (1959). *The presentation of self in everyday life*. Garden City, NY: Doubleday. Deutsch: Goffman, E (2003). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 10. Aufl. München: Piper.
- Graumann, C. F. (2004). [Selbstdarstellung]. In: H. E. Lück (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen, Band 4*. (S. 102 – 123). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Hillix, W. A. (1980). Do half of Americas psychologists descend from Wundt? In: *Wilhelm Wundt – progressives Erbe, Wissenschaftsentwicklung und Gegenwart*. Protokoll des internationalen Symposiums Leipzig, 1. und 2. November 1979 (S. 191 – 200). Leipzig: Karl-Marx-Universität.
- Laux, L., Friedel, H., Maier, H. & Renner, K.-H. (2002). Wie Psychologen sich selbst darstellen: eine Inhaltsanalyse von Autobiographien. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Persönlichkeit und Entwicklung* (S. 229 – 261). Weinheim: Beltz.
- Laux, L. & Renner, K.-H. (1994). Ich möchte, daß die Leute meine Seele sehen. Selbstdarstellung und Selbstinterpretation. In L. Laux & H. Reinecker (Hrsg.), *Mit Leib und Seele*. Forschungsforum. Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, 6, 106 – 115.
- Laux, L. & Renner, K.-H. (2003). Selbstdarstellung und Selbstinterpretation. In L. Laux, *Persönlichkeitspsychologie* (S. 229 – 244). Stuttgart: Kohlhammer.
- Laux, L., Renner, K.-H. & Schütz, A. (2001). Theatralität, Körpersprache und Persönlichkeit. Von Self-monitoring zur Persönlichkeitsdarstellung. In E. Fischer-Lichte, C. Horn & M. Warstatt (Hrsg.), *Verkörperung, Theatralität Bd. 2* (S. 187 – 201). Tübingen: Francke.
- Lück, H. E. (2008). Autobiographien von Wissenschaftlern: Das Beispiel der Psychologie. In: Wieland Jäger & Rainer Schützeichel (Hrsg.), *Universität und Lebenswelt. Festschrift für Heinz Abels* (S. 173 – 193). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lück, H. E. (Hrsg.). (2004). *Psychologie in Selbstdarstellungen, Band 4*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Marías, J. (1949). *El método histórico de la generaciones*. Madrid: Revista de Occidente.
- McAdams, D. P. (1994). Can personality change? Levels of stability and growth in personality across the life span. In T. F. Heatherton & J. L. Weinberger (Eds.), *Can personality change?* (pp. 299 – 314). Washington: American Psychological Association.

- McAdams, D. P & Pals, J. L. (2006). A new Big Five. Fundamental principles for an integrative science of the person. *American Psychologist*, 61, 204–217.
- Mischel, W. (1977). The interaction of person and situation. In D. Magnusson & N. S. Endler (Eds.), *Personality at the crossroads: Current issues in interactional psychology* (pp. 333 – 352). Hillsdale: Erlbaum.
- Mummendey, H. D. (1995). *Psychologie der Selbstdarstellung*. Göttingen: Hogrefe.
- Ortega y Gasset, J. (1923): El tema de nuestro tiempo, in: *Obras Completas, III*. Madrid: Revista de Occidente, 1947. Deutsch: Die Aufgabe unserer Zeit. Zürich: Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, Dr. H. Girsberger & Cie, 1928.
- Pongratz, L. J. (Hrsg.). (1975). *Philosophie in Selbstdarstellungen I*. Hamburg: Meiner.
- Pongratz, L. J., Traxel, W. & Wehner, E. G. (Hrsg.). (1972). *Psychologie in Selbstdarstellungen*. Bern: Huber.
- Pongratz, L. J., Traxel, W. & Wehner, E. G. (Hrsg.). (1979). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 2*. Bern: Huber.
- Renner, K.-H. (2002). *Selbstinterpretation und Self-Modeling bei Redeängstlichkeit*. Göttingen: Hogrefe.
- Schmidt, R. (1921). *Die Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*. Leipzig: Felix Meiner. (Band 1 und 2 unter dem Titel: *Die Deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen*.)
- Schorr, A. & Wehner, E. G. (1998). Das Lehrer-Schüler-Verhältnis als psychologiegeschichtliches Konzept. In H. Gundlach (Hrsg.), *Psychologische Forschung und Methode: Das Versprechen des Experiments*, (S. 191-204). Passau: Passavia.
- Thomae, H. (1968). *Das Individuum und seine Welt*. Göttingen: Hogrefe.
- Van Meel-Jansen, A. (1993). Images of the self in portrait and autobiography. In G. L. Van Heck, P. Bonaiuto, I. J. Deary & W. Nowack, (Eds.), *Personality psychology in Europe. Vol. 4* (pp. 281 – 303). Tilburg: Tilburg University Press.
- Wegener, H. (1992). [Selbstdarstellung]. In E. G. Wehner (Hrsg.), *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 3*. (S. 429 – 449). Bern, Stuttgart, Wien: Huber.
- Wehner, E. G. (Hrsg.). (1992). *Psychologie in Selbstdarstellungen. Band 3*. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.
- Wesley, F. (1965). Masters and pupils among the German psychologists. *Journal of the History of Behavioral Sciences*, 1 (3), 252 – 258.

# Manfred Amelang



*M. Amelang*

## Kindheit und Schule

Geboren wurde ich kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges in Bad Sulza, einem thüringischen Ort etwa 25 km östlich von Weimar. Die Eltern leiteten einen kleinen Betrieb, der in Lohnarbeit Strickwaren für ein anderes Unternehmen herstellte. Mein Vater wurde sofort zum Militär eingezogen, kam aber kurz nach dem Ende des Kriegs aus amerikanischer Gefangenschaft zurück.

Bedingt durch wirtschaftliche, politische und soziale Faktoren hielten es die Eltern alsbald für angebracht, für die Familie eine neue Existenz im Westen aufzubauen. Das erwies sich freilich als sehr viel schwieriger als zuvor gehofft, mit der Folge wiederholter Umzüge und schulischer Wechsel zwischen Westfalen und Thüringen. In Sachsen-Anhalt besuchte ich zwei Jahre die Volksschule und lernte Russisch für Anfänger. Meine Großeltern, bei denen ich während dieser Zeit lebte, mussten sich mit einer Kleinst-Rente durchschlagen. Anfang des Jahres 1952 hatten sich meine Eltern wirtschaftlich wieder halbwegs stabilisiert und in Hessen eine Anstellung gefunden. Es schien an der Zeit, ihnen dahin zu folgen. Ein väterlicher Freund begleitete mich in den Harz, steckte mir eine Beschreibung für den Weg über die grüne Grenze in die Jacke, „über den Fluss, rechts durch die Wälder, dann auf der Teerstraße nach links“, und schon war ich in Helmstedt.

Im April wurde ich in das Gymnasium in Langen eingeschult. Voraussetzung dafür war, dass ich zwei Jahre versäumten Englisch-Unterricht binnen 12 Monaten nachholen würde. Insgesamt war es keine leichte Zeit, weder ökonomisch noch sozial. Die zahlreichen Schulwechsel erforderten Soziabilitäts- und Verträglichkeits-Verhalten, wollte man nicht ins Abseits geraten. An einem Sonntag im April lieh sich mein Vater zwei Fahrräder, mit denen wir gemeinsam zum Motorrad-Rennen nach Dieburg radelten – es war eine Sternstunde, sozusagen eine Lorenz'sche Prägung in der sensiblen Phase, denn von diesem Augenblick an haben mich Motorräder und die damit verbundenen Erlebnisoptionen nicht mehr losgelassen.

Nach einer Phase allmählicher wirtschaftlicher und sozialer Konsolidierung stand das Abitur an. Der Notendurchschnitt war mittelpfächtig, mit guten Leistungen in Deutsch, Geschichte und Turnen, aber einer glatten Fünf in Musik, die mir der Lehrer bereits vor Jahren wegen einer vorgeblichen Störung seines Klavier-Spiels erteilt hatte – „natürlich völlig zu Unrecht“...

Die Frage, die nun zu klären war, galt der beruflichen Orientierung. In Bezug darauf ging eine der Überlegungen dahin, mich bei der Luftwaffe als Zeitsoldat zu verpflichten, um auf diese Weise einen der Starfighter fliegen zu können, die seinerzeit gerade von der Bundeswehr beschafft wurden. Die Eignungsprüfungen dafür waren schnell absolviert. Gerade aber während der Tage, in denen ich mich definitiv entscheiden musste, war ein Freund von mir mit der Bahn von Kassel nach Frankfurt gefahren, und als der Zug durch Marburg fuhr, saß er auf der dem Stadt-Bild zugekehrten Seite. Der Freund war von dem, was er da sah, so sehr angetan, dass er mir klar machte, meine Bundeswehr-Pläne müssten erst einmal ad acta gelegt werden, weil wir studieren würden. Aber was? Eine zielführende Orientierungshilfe kam daher, dass mir derselbe Freund während der fraglichen Zeit zur Unterhaltung Freuds *Psychopathologie des Alltagslebens* zum Lesen gebracht hatte. Der Inhalt schien einer Offenbarung gleich und schlug mich in seinen Bann. Auf diese Weise reifte während weniger Tage der Entschluss heran: „Psychologie in Marburg“.

Welch ein Glücksfall in mehrfacher Hinsicht. Der erste positive Aspekt betraf das Fliegen: Bereits kurze Zeit nach der Entscheidung stürzten die ersten *Starfighter* ab, und ihnen folgten im Lauf der Zeit fast alle anderen nach, häufig genug mit fatalen Folgen für ihre Besatzungen. Das wäre wohl auch für einen selbst zum Verhängnis geworden.

## Studium und Forschungs-Assistent in Marburg

Die Entscheidung war ein Glücksgriff auch im Hinblick auf den Studienort: Das dortige Institut für Psychologie war in jener Zeit (was ich zuvor nicht gewusst hatte) auf Grund seiner experimentell-naturwissenschaftlichen Ausrichtung in der Bundesrepublik absolut führend. Dafür standen Namen wie Düker und Lienert, Traxel, Tausch und Tent sowie Janke, um nur die wichtigsten zu nennen. Deren fachliche Brillanz und persönliche Authentizität waren gleichermaßen Vorbild und Ansporn für das eigene Studium. Freilich stellten diese hervorragenden Forscherpersönlichkeiten vorab zwei Dinge fest: Zum einen sollte jeder von uns 18 Studienanfängern noch einmal ernsthaft überlegen, ob wir auch wirklich das richtige Studienfach gewählt hätten, denn Psychologie sei eine brotlose Kunst, es gäbe keinen Arbeitsmarkt dafür. Zum anderen – und nicht weniger bedeutend – sei die Psychoanalyse von Freud allemal der falsche Ansatz für das hier gepflegte Verständnis von Psychologie.

Das führte natürlich zu einiger Besorgnis. Aber: Wie sich inzwischen gezeigt hat, war die seinerzeitige Prognose über die Entwicklung des Faches als Beruf erfreulicher Weise völlig irrig. Was die dysfunktionale Motivation betraf, musste man sich auf die faktischen Gegebenheiten einstellen und mit ihnen zurechtkommen, wollte man nicht schon beim ersten Schritt in einen neuen Lebensabschnitt scheitern. Das verlangte vor allem das Bestehen des Statistik-Kurses, der als ganztägige Veranstaltung zwei Wochen im unmittelbaren Anschluss an die Vorlesungs-Zeit des ersten Studien-Semester absolviert werden musste. Explizit war das eine nachgeschobene Eingangsprüfung und eine echte Herausforderung in mentaler und körperlicher Hinsicht. Abgeschlossen wurde mit einer gefürchteten Klausur. Der Tag, als sehr viel später per Post die gute Nachricht „Bestanden“ endlich eintraf wie ein Lotto-Gewinn, ist in bleibender Erinnerung geblieben. Das gilt auch für die harte Mitarbeit im elterlichen Strickwaren-Betrieb während aller Schul- und Semesterferien.

Heinrich Düker war nicht nur eine starke Person, sondern zugleich auch eine Situation. Seine Gegenwart erzeugte eine Aura, innerhalb derer er stets der Mittelpunkt war und jedes Gespräch dominierte. Er war unumschränkter und unangefochtener Leiter des Instituts; diese Autorität leitete sich ab aus der Qualität seiner wissenschaftlichen Arbeiten, im Weiteren aus seinen Verdiensten um den Aufbau und die Ausrichtung des Instituts sowie aus seiner moralischen Integrität: Für seine politischen Überzeugungen war er als Sozialdemokrat von den Nazis wiederholt inhaftiert worden. Es war bitter, mit ansehen zu müssen, dass er wegen fortgesetzter Unterstützung des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes* aus seiner eigenen Partei ausgeschlossen wurde.

Nach den Diplomprüfungen empfahl mich Düker an Merz, der inzwischen einen Ruf nach Marburg angenommen hatte. Interessiert war er u.a. an der Frage, ob die Unterbrechung von Handlungen etwas über die Prozesse der Handlungssteuerung erkennen lassen würde. Das war die theoretische Anbindung an frühere Arbeiten aus der Schule von Lewin. Da eigene Feldstudien zu diesem Ansatz unüberwindbare methodische und inhaltliche Probleme bereitet hatten, lag es nahe, die Fragestellung ins Labor zu verlegen. Die Versuchs-Anordnung sah eine Reaktions-Aufgabe vor, bei der die Versuchs-Teilnehmer die beabsichtigte oder schon eingeleitete Reaktion unterdrücken bzw. abbrechen sollten. Reaktions-Zeit und Fehler-Raten waren die abhängigen Variablen. Damit die Versuchspersonen (Vpn; so hießen die „Wehrdienstpflichtigen“ der Experimentatoren damals) nicht durch das laute

Geräusch der mechanischen Messuhr gestört wurden, bedurfte es zahlreicher „Schutz“-Maßnahmen. Merz, der eine unbändige Freude an Drähten, Kondensatoren und Widerständen hatte, war begeistert von der letztlich entwickelten Anordnung die schließlich verlässliche Ergebnisse lieferte.

Merz war zunächst ohne seine Familie nach Marburg gekommen. Häufig bedeutete das für ihn, am Wochenende allein zu sein – natürlich im Institut, durch dessen Flure er dann lief auf der Suche nach Gesprächspartnern. Regelmäßig „bestrafte“ er mich dann montags für meine Abwesenheit während der beiden vorangegangenen Tage, indem er vor meinem Schreibtisch Platz nahm und mich streng fragte: „Was haben Sie gedacht?“ (also im Hinblick auf die aktuellen Forschungen). Das war so stressend, dass ich mehrfach sonntags nur überlegte, was ich denn denken sollte, um später darüber Auskunft geben zu können.

Darüber hinaus war Merz penibel im Hinblick auf das Schreiben von Manuskripten: Satz für Satz ging er mit mir meine Entwürfe durch, um daraus einen Text zu machen, der seinen Ansprüchen gerecht wurde – ich weiß nicht, ob mir das jemals gelungen ist.

Als die Projekt-Mittel aufgebraucht waren, bot sich überraschend die Möglichkeit, eine Assistenten-Stelle am Institut für Sonderschulpädagogik in Marburg anzutreten. Dessen Chef war von Bracken. Die dortigen Aufgaben sprachen mich nicht sonderlich an, doch war ich heilfroh, in Ermangelung anderer Optionen diese Anstellung gefunden zu haben.

Vor der Abgabe der Dissertation beorderte mich Merz im Frühjahr 1966 zur Tagung der experimentell arbeitenden Psychologen nach München, um als Referent meine Untersuchungen der Kollegenschaft vorzustellen. Nur bei meinem Referat und der anschließenden Diskussion funktionierte die Mikrofon-Anlage in der Vortrags-Halle. In Folge dessen war ich der einzige Referent, der an diesem Tage vielleicht inhaltlich nicht verstanden, aber doch immerhin *gehört* worden war. Eine Welle von Dankbarkeit, wenn nicht gar Wertschätzung, schlug mir entgegen. Kurt Pawlik, der gerade einen Ruf nach Hamburg erhalten hatte, bot mir eine seiner Assistenten-Stellen an, die ich gern annahm. Zweifellos wäre das Leben in gänzlich anderen Bahnen verlaufen, wenn mich nicht jener elektrische Wackelkontakt – und damit ein absolut zufälliges Ereignis – gerade während der Zeit meines Vortrags ohne das eigene Zutun so begünstigt hätte.



## Assistent und Professor in Hamburg

Mitte der 1960er-Jahre erwiesen sich die Umstände in Hamburg als kompliziert. Darauf bin ich bereits an anderer Stelle eingegangen (Amelang, 2014), weshalb ich mich in Bezug darauf hier kurz fassen kann. Ungeachtet der schwierigen Gemengelage im Umfeld waren die Arbeitsbedingungen und Anregungsfaktoren in diesem sehr heterogen aufgestellten Institut hervorragend. Die erste „eigene“ Publikation beinhaltete eine präzise faktorenanalytische Überprüfung der sog. Divergenz-Hypothese der Intelligenz.

Seinerzeit etablierten sich in der Kriminologie neben offiziellen Statistiken allmählich Selbstberichte zu Delinquenz und Kriminalität als eigenständige Forschungsmethode. Zusammen mit einigen Studierenden erweiterte ich diesen Zugang zur Täter- um die Opferperspektive, und wir interessierten uns erstmals auch für die richtig schwierige Frage nach der Validität solcher Befragungen zum Dunkelfeld. Etwa ein Jahrzehnt später mündeten meine diesbezüglichen Interessen in einem einschlägigen Buch (Amelang, 1986). Da dieses Sujet randständig in zugleich vielen Forschungsgebieten, aber nicht zentral für *ein* etabliertes Fach ist, im Weiteren der Verlag das Buch nie beworben hat, geriet es zum Nischenprodukt und erlebte nur eine Auflage – auch hier wieder: „natürlich völlig zu Unrecht“.

Mit meinem Freund Dieter Bartussek verband mich ein nachhaltiges Interesse am Einfluss der sozialen Erwünschtheit (SE) und anderer Antwortstile auf die Validität von Persönlichkeitsfragebögen. Diese Thematik, fraglos von einer fortwährenden Aktualität, konnte später in Heidelberg zusammen mit Borkenau weiter verfolgt werden. Zudem gingen wir der Frage nach, wie SE mit nicht-verbalen Persönlichkeitstests zusammen hängt; dabei fanden sich überraschend Hinweise auf Korrelate von SE mit dem fremdbeobachteten Verhalten – womit diese Variable also ein breiter generalisiertes Stilmerkmal darstellt (Amelang, Schäfer & Yousfi, 2002).

Elektrisierend wirkte die Nachricht, dass an einer namhaften Universität zwei H3-Professuren zur Besetzung ausgeschrieben waren. Zu einem Vorstellungsvortrag eingeladen, erfuhr ich vor Ort, dass sich u.a. zwei Mitarbeiter aus dem Hause unter den Bewerbern befänden, und einer davon auch Mitglied in der Berufungs-Kommission wäre. Nach dem Vortrag und der anschließenden Diskussion, beides gut gelaufen, diesen „Webfehler“ des Verfahrens nicht offen kritisiert und die Bewer-

bung nicht aus Protest zurückgezogen zu haben, war allein Opportunitäts-Überlegungen geschuldet. Der Fehler, still gehalten zu haben, war umso größer, als das Verfahren schließlich exakt so ausging, wie ich es befürchtet hatte.

Anfang der Siebziger-Jahre wurde mir in Hamburg die Professur für *Methodenlehre und ein Teilgebiet der Allgemeinen Psychologie* übertragen; ein externer Ruf auf eine höherwertige Professur hatte den Schaden geheilt, ein Hauskandidat zu sein. Allerdings war es im Konext der etablierten „großen“ Lehrstühle nicht eben leicht, sich hinreichend zu entfalten. Als sich die Möglichkeit dazu bot, wechselte ich im Frühjahr 1976 nach Heidelberg auf die dort neu geschaffene *Professur für Psychologie* mit den Schwerpunkten Differentielle Psychologie und Psychologische Diagnostik.

## Die Heidelberger Zeit

Obwohl die Arbeitsbedingungen zunächst nicht besonders rosig aussahen, eröffneten sich mit dem Wechsel doch erfreuliche Perspektiven: Da waren zum einen die sächlichen Dinge (Stadt, Umland, Klima) und zum anderen ein angenehmes soziales Umfeld in Gestalt von Graumann, Weinert und Bastine; dieses waren wohlgesonnene Kollegen, die nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten die verfügbaren Ressourcen bedarfsgerecht aufteilten und explizit das Ziel verfolgten, das Institut als Ganzes zu einem Erfolg zu machen (was auch gelang, wie an den verschiedenen Rankings in den letzten Jahren abzulesen war). Darüber hinaus muss die Universitäts-Verwaltung gerühmt werden, die zwar nicht immer sofort allfällige Ausstattungswünsche befriedigen konnte, aber deren mündliche Zusagen, es alsbald richten zu wollen, absolut verlässlich waren. Diese Faktoren waren es dann auch, die mich in Heidelberg hielten, als ich 1992 einen Ruf nach Marburg erhielt, auf den Lehrstuhl meines Doktor-Vaters – auch wenn damit ein Lebens-Bogen besonders sinnfällig hätte geschlossen werden können.

## Ausgewählte Forschungsarbeiten: Erfassung und Korrelate von Traits

Ein erstes größeres Vorhaben galt der Persönlichkeits-Theorie von Eysenck und insbesondere den darin postulierten psychophysiologischen sowie experimentalpsychologischen Korrelaten von Extraversion. Ein aufwändiges Untersuchungsprogramm, das von Eysenck anlässlich seiner Besuche im Heidelberger Institut persönlich „abgenommen“ und damit sozusagen zertifiziert wurde, sah neben einer umfangreichen Liste von Fragebögen auch psychophysiologische Variable sowie Merkmale der Wahrnehmung, der Motorik und des Lernens vor. Den Ergebnissen zufolge waren die erhobenen Daten reliabel und es bestanden Konsistenzen über verschiedene experimentalpsychologische Realisationen zu einem Merkmalsbereich – aber die psychophysiologischen und experimental-psychologischen Variablen korrelierten nicht *zwischen* den Merkmalsbereichen. Das war ein im Kern enttäuschendes und für die Theorie natürlich negatives Resultat. Als sich diese Befundlage abzeichnete, blieb Eysenck dem Institut für immer fern.

Gleichwohl kam er weiterhin häufig nach Heidelberg, freilich zu einem anderen Adressaten, nämlich Grossarth-Maticek (G-M), einem in Soziologie promovierten Privatier. Dieser hatte Ende der Siebziger-Jahre das Institut aufgesucht und eine Schrift vorgelegt, in der er behauptete, gestützt auf eigene empirische Erhebungen und einen Fragenkatalog zu psychologischen Faktoren, längsschnittlich Krebs sehr präzise vorhersagen zu können. Seine Absicht, sich mit diesem Material zu habilitieren, scheiterte an der verständlichen Zurückhaltung des Hauses („too good to be true“). Unsere darauf gerichteten Nachprüfungs-Untersuchungen mit insgesamt fast 18 Jahren Follow-Up-Intervall lieferten Ergebnisse, die unsere Zweifel bestätigten: Die spektakulären Berichte von G-M, der Eysenck mit „in sein Boot genommen“ hatte, waren nicht einmal ansatzweise replizierbar; Krebs ist durch psychologische Faktoren nicht prädictierbar, wohl aber gilt das für koronare Herzerkrankungen. Und: Die Krankheits-Prädiktoren von G-M und Eysenck erklärten nichts von der Gesundheits-Krankheits-Varianz, was nicht auch durch alt-bekannt Tests erfasst würde. Damit war auch die dazu formulierte Theorie der beiden Autoren obsolet.

Die eben angesprochenen Erhebungen haben u. a. einen „Beifang“ geliefert, der in technischer Hinsicht belangvoll ist: Unsere Fragebögen waren der einen Hälfte der Teilnehmer in Gruppen vorgegeben und in Gegenwart des Untersuchungsleiters bearbeitet worden, während die

andere Hälfte die Untersuchungsmaterialien postalisch zugeschickt bekam und sie diese „unkontrolliert“ bearbeitete. Über alle Variablen hinweg gab es keine bedeutsamen Unterschiede in den Verteilungen. Dieses ist beim völligen Fehlen thematisch ähnlicher Untersuchungen (für sich selbst erstaunlich genug!) ein bedeutsamer Befund, da er anzeigt, dass bei postalischen Erhebungen zu ähnlichen Fragestellungen nicht mit groben Verzerrungen gerechnet werden muss- eine Botschaft, die aber anscheinend von kaum jemandem zur Kenntnis genommen wurde, vielleicht deshalb, weil der entsprechende Bericht darüber nur in einer entlegenen Herausgabe erschienen ist (Amelang, Schmidt-Rathjens & Yousfi, 2001).

Differentielle Psychologie und Psychologische Diagnostik bedeuten immer auch Vorhersage des Verhaltens oder zumindest Aufklärung von Varianz in bedeutungsvollen Alltags- und Berufssituationen durch Test-Informationen. Diese galten lange Zeit hauptsächlich interindividuellen Unterschieden in Eigenschaftsausprägungen. Im Anschluss an das epochale 1968er-Buch von Mischel hatten ganz verschiedene Bemühungen eingesetzt, die durch ein undifferenziertes Eigenschaftsmodell gesetzten Grenzen zu überwinden. Zwei dieser Ansätze bestanden darin, zum einen die Verhaltens-Weisen, die indikativ für Eigenschaftsdispositionen sind, hinsichtlich ihrer (unterschiedlichen) Beobachtbarkeit zu klassifizieren und zum anderen die Personen selbst nach ihrer *Traitedness* zu unterscheiden; meist ergaben sich dadurch die erwarteten positiven Effekte. Darüber hinaus sprach vieles dafür, die trait-beschreibenden Verhaltensweisen hinsichtlich ihrer Prototypizität für das jeweilige Konstrukt zu optimieren; dementsprechend wurden in der Arbeitseinheit erfolgreich Skalen entwickelt mit hoher Prototypizität für Risikobereitschaft, Soziale Intelligenz und Kreativität, mithin alles Dimensionen, in denen herkömmliche Instrumente oftmals defizitär erschienen. Auch ergab sich bei einem interkulturellen Vergleich zwischen einer hiesigen Gruppe und einer Stichprobe aus der Volksrepublik China, dass das Verständnis hier und dort in Bezug auf die Struktur einer Eigenschaft recht unterschiedlich ist: Für die Befragungspersonen aus China bestand – ganz anders zum hiesigen Verständnis - soziale Intelligenz vor allem darin, sich im Sinne sozialer Erwünschtheit zu verhalten (Willmann, Feldt & Amelang, 1997). Die letztere Studie endete freilich ohne die final eigentlich notwendige Validitäts-Studie: Es war nicht möglich, Kriteriums-Informationen über die Testpersonen zu erhalten, denn im Fernen Osten gehört es sich nicht, Andere zu beurteilen, weil sie dadurch ihr Gesicht verlören (Das musste man erst einmal realisieren, und es war